

(Nachdruck verboten.)

## 18] Das Gemeindekind.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Ihr Schreien endete in nicht unterscheidbaren Lauten, in einem heiseren Husten. Babel stöhnte; der Hilferuf der Kleinen schnitt ihm ins Herz, und doch blieb er unbefangen genug, um zu denken, was sie verlangt, ist unmöglich, was sie sich zutraut, geht weit über ihre Kräfte. Sie schwieg endlich — gewiß vor Erschöpfung. Babel konnte sie nicht sehen — drei- und vierfach waren allmählich die Reihen geworden, die die Klosterfrauen zwischen ihr und ihm bildeten. Statt der überangestregten Stimme seiner Schwester vernahm der Bursche eine reine, glöckliche, die ermahnte, zusprach, gleichmäßig eindringlich und immer leiser. . . . Babel hielt den Atem an und horchte — die Kleine blieb ruhig. — Nur aufseufzen hörte er sie manchmal aus tiefster, schmerzgerissener Brust, und scheinen wollte ihm, als nenne sie dabei seinen Namen. Und er hielt sich nicht länger, er stürzte vor, den Kreis zu durchbrechen, der ihm den Anblick seiner Schwester entzog. Er hatte Widerstand erwartet und fand keinen; wie auf ein gegebenes Zeichen wichen die Klosterfrauen zu beiden Seiten aus, und er sah Milada vor sich stehen, an der Hand der Oberin, bleich, zitternd, das Köpfchen wieder schief geneigt, die rotgeweineten Augen gesenkt. — die um ihn rotgeweineten Augen! . . . Eine fast unüberwindliche Lust ergriff ihn, sie in seine Arme zu nehmen und mit ihr zu entfliehen. Die Tür war offen, ein paar Sähe, und er hätte das Freie erreicht, und einmal draußen, sollten sie ihm nur nachlaufen, die Klosterfrauen! . . . Aber dann? wohin bringst du das Kind? fuhr es ihm durch den Kopf, und die Antwort lautete: Ins Elend! und er überwand die rasch und heiß aufblühende Versuchung.

„Tritt näher,“ sprach die Oberin, „sage Deiner Schwester Reuewohl.“

Er folgte dem Geheiß und setzte aus eigener Machtvollkommenheit hinzu: „Am nächsten Sonntag komm ich wieder.“

Die Kleine brach von neuem in Tränen aus und flüsterte, ohne aufzublicken: „Darf er?“

„Das kann ich nicht im Voraus sagen,“ erwiderte die Ehrwürdige: „es hängt ja nicht von mir ab, sondern von Dir, von Deiner Aufführung. Dein Bruder darf immer kommen, wenn Du gut, gehorsam und —“ sie legte besonderes Gewicht auf diese Worte — „nicht ungeduldig bist.“

„So schau!“ rief Babel fröhlich aus. Die Bedingung an die sein Wiedersehen mit der Schwester geknüpft worden, enthielt für ihn die trostreichste Verheißung. Er begriff nicht, warum Milada traurig und ungläubig den Kopf schüttelte, da er, sie küssend und umarmend, versprach, sich in acht Tagen gewiß wieder einzufinden. Und als die Kleine hinweggeführt worden, und er, dem Befehl der Pförtnerin gehorchend, die Halle verlassen hatte und nun draußen stand auf dem Platz vor dem Kloster, lachte er vor sich hin. Er lachte über das törichte Kind, das die Trennung von ihm jahrelang guten Muts ertragen, und das sich nun, da es einen Abschied für eine Woche galt, so bitter grämte. Die arme Kleine, wie liebte sie ihn! Wann hätte er sich's träumen lassen, daß sie ihn so liebte! — Alles wäre sie bereit gewesen, um ihn zugeben, das schöne Haus, in dem sie wohnte, ihre guten Kleider, das gute Essen . . . ja sogar die sichere Aussicht auf das Himmelreich . . .

Das will er ihr lohnen, er weiß schon wie; er wird sich ihrer Liebe würdig machen. Wanniger Stolz, die herrlichste Buberficht erfüllten ihn; etwas Köstliches, Unbegreifliches schwelgte sein Herz. Er gab sich keine Rechenschaft davon, er hätte es nicht zu nennen gewußt, es war ihm ja so neu, so fremd, — es war ja Glück. Unter dem Einfluß des Wunders, das sich in ihm vollzog, meinte er auch, von außen kommende Wunder erwarten zu müssen. Und wie er so langsam dahin schritt, gestaltete sich aus seinen webenden Träumen immer deutlicher die Ueberzeugung, daß er einer großen Veränderung seines Schicksals entgegen gehe, dem geheimnisvollen Anfang zu einem schöneren, besseren Leben.

Eine Stunde wanderte er schon und hatte kaum den vierten Teil des Weges zurückgelegt, da überholte ihn ein Bote, der gleichfalls aus der Stadt kam und nach dem Dorfe ging; ein alter Bekannter, der Nachtwächter Wendelin Much. Der Mann wurde jeden Sonntag am frühen Morgen von der Baronin nach dem Kloster geschickt. Er überbrachte das Taschengeld für Milada, einen Brief für die Oberin und Geschenke für die Armen, und hatte den Wochenbericht über den Schicksal der gnädigen Frau in Empfang zu nehmen. Dem, den die Ehrwürdige heute sandte, waren in Eile folgende Zeilen hinzugefügt worden:

„— Die Zusammenkunft der beiden Kinder hat den erwarteten Erfolg nicht gehabt. Dieselbe gab vielmehr dem Tropfen Vagabundenblut, der leider in den Adern unseres Lieblings rollt, Gelegenheit, sich wieder zu regen. Wir fürchten, es werde langer Zeit bedürfen, bevor es uns gelingt, den üblen Eindruck, den dieses erste, und, wenn Frau Baronin unseren Rat befolgen, auch letzte Wiedersehen der Geschwister auf Maria hervorgebracht hat, zu vertreiben.“

8.

Als Babel am späten Nachmittag heimkehrte, sah er schon im Beginn der Dorfstraße die Virgilova wie auf die Dauer stehen. Sie rief ihn voll Freundlichkeit und fragte teilnehmend nach seinen Erlebnissen. Er gab einsilbige Antwort, schielte mißtrauisch nach der Alten und dachte: Was will sie mir antun, die Hexe?

Seine Ungevißheit über ihre Absichten dauerte nicht lange, die Hartnäckigkeit, mit der sie sich an seine Fersen heftete, ihre eifrig und ängstlich wiederholten Ermahnungen: „Wart doch! . . . wenn nicht so!“ führten ihn auf die richtige Spur: von der Hütte wollte die Alte ihn fern halten, in der Hütte ging etwas vor, dessen Zeuge er nicht sein sollte. Den Verdacht kaum gefaßt, und sofort verseht er sich in Trab, war bald an Ort und Stelle, stieß heftig die Tür auf und sprang in den Flur. Sein erster Blick richtete sich nach der Stube. Dort sah Winka auf dem Bette, schön und nett angetan, das Gesicht in die Hände gedrückt und schluchzte. Vor ihr stand der Peter mit einer wahren Armensündermine, war feuerrot und hatte sein Gütlein, das drei Pfauenseidern schmückte, weit zurück ins Genick geschoben.

Als Babel auf der Schwelle erschien, erhob Winka sich rasch: „Bist wieder da? was willst? was suchst?“ rief sie.

Er blickte finster und grimmig die Federn auf Peters Gütlein an und fragte: „Gast ihm die Geschenk?“

Eines Atemzuges Dauer war Winka verwirrt, der Bürgermeistersohn aber warf sich in die Brust: „Was untersteht sich der Hund? — Geh's Dich an?“ sprach er. „Troll Dich!“

Babel spreizte die Beine aus und stemmte sie auf den Boden, als ob er an ihn anwachsen wolle: „Für Dich hab ich die Federn nicht gestohlen. Sie gehören der Winka. Gib sie der Winka zurück!“

Peter wendete den Kopf, brüllte ein langgedehntes drohendes „Du!“ und holte mit der Faust gegen Babel aus. Im selben Augenblick glitt Winka ihm in den Arm und lehnte sich an ihn mit der ganzen Wucht ihrer kräftig zierlichen Gestalt. Sie trocknete an seiner Schulter eine Träne ab, die ihr noch auf der Wange stand: „Du ihm nichts, er weiß ja nichts.“ sprach sie, „er ist so dumm!“

„Wer?“ stieß Babel hervor, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Der fragt!“ antwortete das Mädchen, „und jetzt hör an und merk Dir: Was mir gehört, gehört auch dem“ — sie tippte mit dem Finger auf Peters Brust, — „ich brauch es ihm nicht erst zu schenken, weil ich selbst ihm gehöre mit Haut und Haar. Und so lange er mich behalten will, ist's recht, und wenn er mich einmal nicht mehr will, geh ich in den Brunnen.“

Der Bürgermeistersohn wiederholte sein früheres „Du!“, aber diesmal richtete es sich an die Geliebte; seine Drohung schloß einen zärtlichen Vorwurf ein, und so stämmig und selbstbewußt er da stand, und so hilflos und voll Singsung sie an ihm lehnte, die Stärkere schien sie.

„Schon recht, schon recht, ich weiß doch, daß ich in den Brunnen muß.“ Sprach sie seufzend; „heiraten kann ja mein Liebster mich armes Mädel nicht.“

„Heiraten, der — Dich?“ Babel brach in ein plumptes Gelächter aus, „heiraten? . . . Das hast Dir gedacht?“

„Nie —“ entgegnete Binska schwermütig. „Ich hab mir nie etwas anderes gedacht als: er ist halt mein erster Schatz; ich werd schon loskommen von ihm, kommen ja so viele los von ihrem ersten Schatz . . . Jetzt aber merk ich, — ich kann's nicht, und wenn's heute heißt: der Peter gehorcht dem Vater und heiratet die reiche Miloslava, sag ich kein Wort und geh nur in den Brunnen.“

„Mädel! Mädel!“ schrie Peter, stampfte mit dem Fuße, faßte ihr rundes Köpfchen mit seinen beiden Händen und drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf ihren Mund.

Babel stürzte aus der Hütte.

Draußen schüttelte er sich, als ob er in einen Bremsenschwamm geraten wäre und das giftige Getier, das ihn von allen Seiten anfiel, loszuwerden suche. Dann begann er, so müde er war, ein rastloses Wandern durch das Dorf. Daß die Binska, trotz des Versprechens, das er ihr abgerungen, die Geliebte Peters geblieben war, daran — suchte er sich einzureden — lag ihm nichts mehr. Aber daß sie, die Tochter des Trunkenbolds Virgil und seines verachteten Weibes, es darauf abgesehen hatte, die Frau des Bürgermeistersohnes zu werden, das erjähnte ihm unzerseßlich und frevelhaft; dafür konnte die Strafe nicht ausbleiben, und dafür mußte die Binska am Ende wirklich in den Brunnen.

Bei dem Gedanken ergriff ihn ein schneidendes, unerträgliches Weh und zugleich eine wütende Lust, den anderen etwas mitzuteilen von seiner Pein. Die Dunkelheit war hereingebrochen, tiefe Ruhe herrschte, und ihr Frieden empörte den Friedlosen, der umherirrte, grollend, mit kochendem Blut. Er hatte das Versteck der Häuslerhütten verlassen, er schlich am hocheingeplankten Wirtsgarten dahin, dem gegenüber das Haus des Bürgermeisters sich erhob. Die Tür desselben wurde eben geöffnet, zwei Männer traten heraus, Babel erkannte sie an ihren Stimmen, als sie jetzt über die Straße herüberkam: es waren die zwei ältesten Geschworenen.

„Steht schlecht mit ihm, wird's nicht mehr lang machen — was meinst?“ sagte der eine.

„Kaum mehr lang,“ erwiderte der andere.

„Wer? — um Gottes willen, wer wird's nicht mehr lang machen? . . . Der Bürgermeister . . . Babel besann sich plötzlich, daß er dem Manne jüngst begegnet war und ihn erst nicht erkannt hatte, weil er so verändert ausgesehen . . . Der Bürgermeister ist krank und wird sterben, und dann ist Peter sein eigner Herr und kann die Binska heimführen . . . wenn er will . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Jens Himmelreich.

Von Karin Michaelis. Uebersetzung von S. Rib.

Der Student war mit einem geistlichen Buch unterm Arm über die Heide zum Meere gegangen. Ann-Sofi grübelte, er müsse wohl Liebeskummer haben — obschon das ja eine sonderbare alberne Dirne sein mußte, die nicht mit beiden Händen zugriff, wenn ihr Junge ein Auge auf sie warf. Er, der auf der Schwelle zum heiligen Pfarramt stand!

Vielleicht war es ein Mädchen aus vornehmer, reichem Geschlecht? — Aber man hatte es doch dazu, die Schwiegertochter würdig zu empfangen!

Und als der Sohn über die Heide nach Hause zurückkehrte, die Westsonne in seinem Christusgesicht und das geistliche Buch unterm Arm, da stand Ann-Sofi vor dem Hause und nahm ihn in Empfang. Sie führte ihn geradeaus in den Saal, vor die Truhe. Dann zog sie die Schubladen heraus. Da lagen die Strümpfe mit dem Gelde und die Unterröde mit den silbernen Medaillen und Wehern: „Alles dies sollst Du haben, mein Junge, wenn wir in der Erde liegen!“

Der Sohn lächelte und streichelte ihre Wange, aber dann fügte sie unvorsichtigerweise hinzu: „Und für alles das können wir uns bei Jens Himmelreich bedanken . . . Ja, Gott hat ihn wirklich gesegnet!“

Der Sohn wurde wieder blutrot; er zuckte zusammen und legte die Hand auf ihren Mund. Und ehe sie wußte, was sie sagen sollte, war er mitten in einer langen Rede von der Sünde Sold und von dem Schwefelspühel, darin die verlorenen Seelen in alle Ewigkeit verbrennen sollen.

Ann-Sofi zitterte wie im Schüttelfrost; sie kam sich auf ein-

mal so sündig und unglücklich vor, daß die Weine ihr den Dienst zu vergeren drohten.

Er hatte das Geld „unreinen Mantion“ genannt.

Sie fühlte das Bedürfnis, die Arme auszustreden und zu rufen: „Na! Na!“ Aber der Sohn ließ ihr keine Zeit dazu. Seine Worte überhasteten sich, als entstünden sie in seinem Rachen ebenso geschwind, wie er sie auszuspeien vermochte. Zum mindesten jetzt sprach der heilige Geist aus ihm.

Als er endlich schwieg, war seine Stirn ebenso mit Schweiß bedeckt wie die Ann-Sofis; doch nun schlang er so zart und schön seinen Arm um ihren Leib und sagte: „Gut mein Mütterchen nun verstanden, wie grauenhaft es für mich ist, mich hier inmitten all der Sünde und Not zu bewegen! Aber ich will Tag und Nacht für Euch beten, bis Ihr einseht, daß es noch Zeit ist, umzukehren und das Knie vor dem Herrn zu beugen!“

Ann-Sofi dünkte es, als umgäbe ein goldner Glorienschein seine Stirn; sie wäre so gern sofort in die Knie gefallen, aber sie hatte das Gefühl, daß er es am liebsten sah, wenn sie noch eine Weile damit wartete.

Kristian reiste nach dem Pfarrhose ab, und die Eltern waren wieder allein. Es hatte sich aber etwas in ihrem Dasein umgekehrt. Aren Pappel freute sich nicht mehr wie bisher. Wenn er auf dem Felde stand und sah wie die Leute vom Festlande mit ihren schwarzen und roten Kühen herangezogen kamen, dann jauchzte sein Herz nicht mehr auf, und der Mund wurde ihm nicht wässrig gemacht.

Und wenn er Ann-Sofi das liebe Geld brachte, dann tat er das nicht mehr mit derben Worten über Jens Himmelreichs Appetit, sondern holte es aus der Tasche hervor, als wäre es nur ein rostiger Hosentopf oder ein zerbrochener Nagel.

Und dann kam der Brief.

Ann-Sofi fing an, ihn ihrem Manne laut vorzulesen; aber je mehr sie von dem Inhalt des Briefes verstand, desto deutlicher hatte sie das Gefühl, als hinge ihr ein schwerer Mühlstein um den Hals; und sie verlor zuletzt ganz die Sprache.

Nun begann Aren. Er hatte sonst eine grobe Stimme, jetzt aber klang sie dünn und mager, als wäre sie durch eine Bringmaschine hindurchgegangen, die alle Kraft aus ihr ausgepreßt hätte.

Kristian Fredrik schrieb, nun könne er es nicht mehr aushalten; denn es sei ihm zumute, als müsse er zerpringen, wenn es nicht gesagt werde; und darum wolle er es aussprechen: er schäme sich tief, und er getraue sich nicht mehr, dem Herrgott in die Augen zu sehen. Und wenn er daran denke, daß er einst im Himmel sitzen werde, zur Rechten Gottvaters des Allmächtigen, und von dort in die Hölle hinabschauen werde, wo seine armen Eltern in dem ewigen Fegefeuer furchtbare Qualen erlitten . . . nein, das sei nicht auszuhalten.

Auch er sei ein Kind der Sünde gewesen und habe mit seinen unschuldigen Augen all das Entsetzliche und Berrückte mitangesehen, das sich in seinem Vaterhause als ein tägliches, Gott wohlgefälliges Werk abspiele. Aber jetzt sei er gerettet, und dafür danke er Gott immerdar.

Bis hierher kam Aren, dann hing auch um seinen Hals der Mühlstein.

Mit nassen Fingern und tropfenden Augen griff Ann-Sofi nach dem Brief und suchte weiterzulesen.

Der Brief bestand aus vier großen Bogen und war auch an allen Ecken und Kanter vollbeschrieben.

Aren saß ganz still da und blickte zu Boden, Ann-Sofi desgleichen. Keines wußte etwas zu sagen, so bekümmert waren sie beide.

Der Knecht hämmerte gegen die Tür und meldete die Ankunft einer schweren, schwarzledigen Kuh, die so freudig war, daß man Mühe hatte, sie zu bändigen. Aren Pappel schielte nach Ann-Sofi hin, dann holte er schwer Atem, richtete sich auf und ging hinaus.

Ann-Sofi sah erst eine Weile und hörte dem Summen der Riegen zu; dann klang es wie Streit oder laute Rede zu ihr heraus. Sie trat ans Fenster und sah den Mann mit der freudigen Kuh dastehen und die Arme bewegen und gehörig den Mund gebrauchen. Und nach kurzer Zeit sah sie ihn dann den Weg entlangziehen mit der Kuh, die sich ebenso aufgeregt benahm wie der Mann.

Ann-Sofi preßte die Hände zusammen wie in der Kirche; sie wußte nicht warum, aber es wurde ihr ganz leicht zumut, als der Mann mit seiner Kuh wieder abzog — obwohl ja ein Stück Geld verloren ging.

Als aber Aren wieder in die Stube zurückkam und ebenso geduckt in dem Lehnstuhl vor dem Tischende Platz nahm, ohne einen Laut von sich zu geben, da schwieg auch Ann-Sofi. Doch als Aren zu seufzen anfang, da seufzte auch Ann-Sofi. Und als Aren alle seine Finger über den Knien spreizte, da spreizte auch Ann-Sofi die ihren.

Denn beide dachten ja an eine und dieselbe traurige Tatsache, daß der Sohn wünschte, sie sollten sich von Jens Himmelreich trennen. Das war der erste Schritt auf dem Wege der Bekehrung.

Aren machte sich klar, daß er sich von so mancherlei recht gut trennen könnte, ohne dadurch einen Verlust zu erleiden: er konnte die Schafe verkaufen, das Kleinvieh hingeben, all dem schönen

Sped entsagen und sich mit getrocknetem Fisch und Mehlsuppe begnügen. Und wenn es sein mußte, konnte er auch ohne Klage trag des strengen Winters den Kachelofen entbehren, der seinem Körper sonst so gut tat. Ja, und er konnte auch — wenn auch schweren Herzens — Jenzs Himmelreichs Diplome entbehren.

Aber Jenz selber . . . Jenz . . .  
Es bedrückte und quälte sein Herz, wenn er sich Jenzs Himmelreich in anderen Händen vorstellte.

Ann-Sofi sagte sich im stillen: „Er ist ja doch nur ein Tier! Er ist ja doch nur ein Tier!“ Aber das half nicht das geringste, denn dieses Tier war ja nun einmal ihr Augapfel. In der Dämmerung pflegten Kren und Ann-Sofi Hand in Hand einen kleinen Abendspaziergang zwei- bis dreimal im Hof herum zu machen, um sich Appetit auf den Milchbrei und Krens Abendschnaps zu holen. Dann wurde es Schlafenszeit, sie sagten dem Jenzs Himmelreich Gutenacht und schliefen ein. Das war so eine Art Gewohnheit geworden.

Aber an diesem Tage blieben sie sitzen und ließen die Dunkelheit über sich niederrinnen wie einen Regenschauer, ohne eine Hand zu rühren. Sie hätten bis in die schwarze Nacht, ja bis zur Witternachtsstunde so sitzen bleiben können, wenn nicht Jenzs Himmelreich auf einmal gewaltig zu brummen angefangen hätte. Fast als ob auch er ihnen zürnte.

(Schluß folgt.)

## Wegelagerer.

Es gibt jetzt Anti-Lärmvereine und es wäre wünschenswert, wenn sie etwas erreichen würden. Man braucht dabei gar kein Anwalt hysterischer Empfindsamkeit zu sein. Denn es gibt auch einen Lärm, der — für mich wenigstens — fast ans Vergnügen grenzt. Hämmernden Schmieden zuzuhören oder dem rhythmischen Klang des Dreschflegels ist eine direkte Anregung.

Es gibt aber einen viel gefährlicheren Lärm in unserem Zeitalter des brausenden Verkehrs, als den lauten, nämlich den stummen.

Früher machte er sich nur in den Zeitungen breit in Form von Inseraten und Reklamen, die in stillem Wettbewerb untereinander möglichst viel Aufmerksamkeit zu erregen suchten. Dagegen konnte man sich gut schützen. Man las sie einfach nicht. Dann kletterte der stumme Lärm aus den Zeitungen auf die leeren Giebelseiten der Häuser hinauf; da knallte es den Augen rot, grün und blau entgegen. Aber auch da konnte man wegsehen. Wer es vermochte, rettete sich für einige Wochen vor diesen und anderen Aufdringlichkeiten ins Gedirge. Der stumme Lärm reiste aber nach und setzte sich frohig auf Felsen und Bergwände. Man ärgerte sich und schimpfte laut, wenn man dem frechen Gesellen auch in den stillen Tälern begegnete, aber er konnte einem nicht nachlaufen. Man hatte ihn bald hinter sich, und in manchen Gegenden wurde er sogar polizeilich davongejagt. Der stumme Lärm aber besitzt die Zähigkeit und Erfindungsgabe alles zielbewußten Gesindels und legte sich endlich da auf die Lauer, wo man ihm mit dem besten Willen nicht mehr entgehen konnte.

Die einzige Möglichkeit für viele Menschen unserer hastigen Zeit, die Welt außerhalb des Steinmeeres der Städte zu sehen, ist das Eisenbahnfahren. Besonders im Frühling, wo die Augen durch den farblosen Winter hungrig geworden sind nach tröstendem Grün und freudigem Rot und prunkendem Gelb, ist es ein billiger und reicher Genuß, beaglich in der Ede eines Eisenbahnwagens sitzend, durch die großen Fenster die wechselnde Landschaft mit den erwachenden Wäldern und Feldern an sich vorüberziehen zu lassen. Die Menschen der Städte, die nicht gerade abgebrüht sind durch vieles Reisen müssen, bekommen im Eisenbahnwagen viel ruhigere und frohere Gesichter, ohne daß sie sich der Ursache bewußt sind. Sie sehen wieder einmal der Natur in die Augen und ihre Augen beginnen wieder zu leuchten. So fuhr ich dieser Tage auf einer der schönsten Eisenbahnstrecken Deutschlands, von Basel landabwärts. Links lag die Rheinebene, rechts stiegen die wechselvollen Hügel des Schwarzwalds auf. Es war Abend und die Sonne ging hinter dem Kaiserstuhl unter; aber wenn die Linien des kleinen Gebirgskopfs sich abwärts senkten, ging der rotglühende Ball für die im Zug Sitzenden wieder auf. Eine wahre Feierstimmung bemächtigte sich der im Coupé zusammensitzenden Reisenden. Aber so schnell taste der Zug nicht, daß nicht ein mehrere Meter langes und hohes Brettergestell uns in großer Schrift den Namen „Jasmahi“ hätte an den Kopf werfen können. Es war etwa so, wie wenn in einem Symphoniekonzert während einiger großer feierlicher Takte plötzlich ein Betrunkener laut geschlöh hätte. Und alle paar Minuten grinsten wieder dieses elsthafte Wort „Jasmahi“, das mich, ich weiß nicht warum, an einen schlecht riechenden türkeifischen Feldwebel erinnert, zum Fenster herein. Brutal stand das riesige Gestell mit der aufdringlichen Zigarettenreklame dicht an der Bahnlinie auf Wiesen, die mit gelben Frühlingsblumen übersät waren, oder auf braunen Feldern, aus denen das erste Grün der Spätsaat sproßte. Ob man wollte oder nicht, man mußte es sich gefallen lassen, zu erfahren, daß Jasmahi mehrere Sorten von hochfeinen Zigaretten hat, „Unsere Marine“ zu 2 Pf., „Elmas“ zu 4 und 5 Pf. Und je nach der Preislage glockte in Ueberlebensgröße ausgedrückt der Oberkörper entweder eines Matrosen oder Re-

truten oder eines Sportgigerls oder Kavaliere über das dreifache Reklamebrett, und dahinter ging die ewige Sonne unter, davor äßen Nehe, die sich auf den Abend aus dem Wald herausgetraut hatten.

Aber Jasmahi ist nicht der einzige Reklamevegelagerer, der uns auf dem Wege auflauert. Da schreit das „Kumerol“ herein, es sei das beste Speisefett der Welt; der „Champagner Mercier“ versucht uns durch riesige Flaschen das Maul wässrig zu machen, ein halbes Dutzend Kakaos und Schokoladen wollen uns das Leben versüßen, und nur im Interesse der Gesundheit unserer Kinder piepst „Hohenlohe“, das beste Dasermehl zu besitzen. Die zwei fast haus hohen Flaschen Marktgräser, die der Herr Reichstagsabgeordnete Blankenhorn bei Müllheim vor dem Zug aufgestellt hat, sind Kinderspiele gegen diesen stummen Krakeel. Wenn wie dort im Marktgräserland ein so bitterer Kelch nur einmal kredenzt wird, kann man es sich zur Not gefallen lassen. Es geht vorbei. Aber „Jasmahi“, die „Osrاملampe“, das „Neue Auerlicht“ und ähnliche Ruheförder längs der Bahnlinie können uns das Vergnügen, die Welt noch einmal unberührt in ihrem einfachen Glanz zu sehen, für immer vereiteln.

So wie auf dieser Strecke liegen die Dinge auf allen großen Eisenbahnlinien Deutschlands. Ob man von München nach Dresden fährt, oder von Frankfurt nach Leipzig, oder von Berlin nach Hamburg, überall liegen diese Schreier aus Brettern und Delfarbe neben der Strecke, brüllen uns die wunderbaren Worte des neuesten Reklamedeutsch entgegen und verkleben mit häßlichen Flecken die Vordergründe der Landschaft. Mit einer Intelligenz, die einer besseren Sache würdig wäre, versuchen sie durch allerhand Tricks die Aufmerksamkeit zu erregen, vor allem durch Mitteilung der Kilometerzahl, die die Entfernung nach den großen Endstationen der Strecke beträgt. So verkleinern sie noch wissenschaftliches Interesse in ihren Reklamemost, und von Zeit zu Zeit ist eine ganz große Tafel mit, welches Institut in Berlin diese Kilometerreklame vermittelt.

Und alles dies nur Anfang. Wenn die Regierungen nicht energisch einschreiten, dann werden wir in wenigen Jahren nicht mehr anders Eisenbahn fahren können als zwischen Alleen von bröhnenden und marktchreierischen Reklamen, und das Eisenbahnfahren wird zu einer Qual werden. Der einzelne aber hat vorerst nur eine Art der Selbsthilfe gegen die Aufdringlichkeit dieser raffinierten Ruheföderung. Ich hatte einen Freund, der ein Dichter und ein armer Teufel war. Die Frauen seiner Bekannten brachten ihm oft in der schonendsten Form freundlicher Geschenke das nötige für des Leibes Ägung. Einmal bekam er auch einige Pakete Leibniz-Biskuits. Er nahm sie nicht. Warum? Die Berliner nächtliche Lichtreklame hatte ihm in grellen Feuerzeichen das Wort so oft in seine tranken empfindlichen Augen gemoren, daß er die einzige Sache übte, die er üben konnte. Er wurde Nichtkonsument von Leibniz-Biskuits. Geht hin und tuet desgleichen mit Jasmahi, der Osrاملampe und dem besten Speisefett der Welt.

Die Regierungen aber mögen beizeiten zusehen, wie sie da in größerem Stil abhelfen. Ein jeder fidele Kumpen, der etwas über den Durst getrunken hat und auf offener Straße Harmonika bläst oder laut singt, fällt dem nächsten Polizisten zum Opfer wegen Ruheföderung. Es ist aber nicht einzusehen, warum diese neueste organisierte stumme Ruheföderung, die das Behagen und die Freude der Augen nicht aufkommen läßt, nicht ebenso behandelt werden soll. Denn es ist grober Unfug in dreifester Form.

Anton Fendrich.

## Kleines feuilleton.

Eine Bergarbeiter-Revolution während der französischen Revolution. Wie überrauschend schnell die bürgerliche Revolution auch das proletarische Bewußtsein zur Reife brachte, zeigt die Geschichte der Bergarbeiter-Erhebung von Vitry im Jahre 1792, über die der „Temps“ nach einer auf Grund bisher unverwerteter Dokumente von Gaston Laballeh verfaßten Schrift interessante Mitteilungen macht. Im Mai 1792 wurde ein junger Bergarbeiter der Grube von Vitry, im Departement Calvados, der während seiner Arbeit auf einem Felde einige Tauben geschossen hatte, vom Feldhüter der Madame de Montfiquet, der Schloßherrin von Rubery, der die Tauben gehörten, durch einen Flintenschuß niedergeschoßt. Als die Gendarmerie, die zur Untersuchung des Falles ins Dorf gekommen war, wieder abzog, ohne den feigen Mörder zu behelligen, stellten die Kameraden des Getöteten selbst eine Untersuchung an, bei der sie feststellten, daß die edle Dame dem wohlgeplanten Mord aus dem Fenster zugehört und dem Mörder hernach das für die Unschädlichmachung von Wildschützen zugesagte Schußgeld von 100 Talern ausgezahlt hatte. Die Bergarbeiter beschloßen daraufhin, der lahmen Justiz zu Hilfe zu kommen und selbst Sühne für ihr Untat zu erlangen. Am 10. Mai traten sie in den Streit und zogen insgesamt, 300 an der Zahl, vor des Schloß von Rubery. Die Schloßherrin hatte das Haus für die Herrin zahlen solle. Da man ihnen gesagt hatte, daß die Möbel nicht der Madame de Montfiquet gehörten, trugen sie sie mit großer Vorsicht auf einen abgelegenen Platz. Dann ließen sie vom Bürgermeister konstatieren, daß das Haus leer sei und steckten es in Brand. Zugleich richteten sie unter den Hühnern, Tauben und Kanarienvögeln der Aristokratin ein Blutbad an, und zerstörten den Garten, so daß bald von der feudalen

Herrlichkeit nichts mehr übrig blieb als rauchende Ruinen. Hierauf zogen sie nach Mandeville, einem anderen Schloß der Madame de Montfiquet. Hier trat ihnen der Hofmeister des Fräuleins de Montfiquet, ein glatter Abbé, mit einer wohlgelegten Rede entgegen, worin er ihnen vorhielt, daß sie als brave Leute doch nicht, um ihre einzige, vielleicht gar nicht schuldige Person zu bestrafen, das ganze Dorf in Feuergefahr bringen sollten. Die Streikenden ließen das Argument gelten und antworteten dem Pfaffen sehr höflich, daß er sie überzeugt hätte. Sie hätten sich entschlossen, das Schloß nicht anzuzünden, sondern — zu demolieren, bis kein Stein auf dem anderen bleibe. Ge sagt, getan. In weniger als drei Stunden einer in vollkommener Ruhe, mit Disziplin und professioneller Sachkundigkeit ausgeführten Spatenarbeit war das Schloß raufert. Dann entschuldigten sich die Streikenden wegen der Ungelegenheit, grüßten und zogen ab, ohne den zwölf Stückflüssen Most, die sie aus dem Keller gezogen hatten, auch nur eine Krume abgezapft zu haben. Einer unter ihnen aber, der ein Taschentuch auf die Seite gebracht hatte, mußte es sich gefallen lassen, daß man ihm nach einer energischen Strafpredigt ein Ohr abschmitt. Am demselben Tag mußte noch ein drittes Schloß der Madame de Montfiquet daran glauben. Vor seiner Niederlegung aber wohnten die Streikenden dem Leichenbegängnis des ermordeten Kameraden bei. Sie ließen in der Folge, mitten in der Schreckenszeit, auch 30 Messen für sein Seelenheil lesen, was übrigens, da der Artikel sehr tief im Kurze stand, nicht mehr als 18 Livres kostete. — Am Morgen nach der Sühneexpedition nahmen die Vergleute pünktlich die Arbeit wieder auf. Da die Besiegten der Gegend Angst vor weiteren Gewalttaten hatten, erklärten sie, daß man von ihnen nicht weiter hören werde, da nun Gerechtigkeit geschehen sei. Und als ein Lump unter ihnen die Furcht der Aristokraten zu einer Erpressung an einer anderen Schloßbesitzerin ausbeutet hatte, schleppten sie den Schuldigen ins Schloß und zwangen ihn, auf den Knien um Verzeihung zu bitten. Dann verjagten sie ihn von der Grube und erklärten dem Direktor, seine Wiedereinfestung mit dem Streik beantworten zu wollen. — Eine gegen sie eingeleitete Untersuchung wurde bald eingestellt und von allen Seiten wurden ihnen Sympathien kundgegeben. Madame de Montfiquet aber traute sich erst nach 17 Jahren, unter dem Schutze der kaiserlichen Polizei ins Land.

### Kunst.

**Schweizer Graphik.** (In der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums, wochentags von 10—10, unentgeltlich.) Es wäre übertrieben, zu sagen, daß diese Schweizer Graphiker sich bemerkbar aus dem europäischen Niveau hoben. Gute Europäer, nicht mehr und nicht weniger; nur daß hier und da die Naturvorlage, das Motiv, an die Alpen mahnt, an die Armbrustschützen und an die Kühe auf den grünen Matten. Immerhin, die gezeigten Arbeiten verdienen einiges Interesse; sie gewöhnen es in höherem Maße, wenn die Auswahl noch sorgfältiger getroffen wäre. Doch bleibt noch genug des Erfreulichen. Ein famoser Plafatier (Plafattkünstler zu sagen, wäre um einen Ton zu schwach), ist Plinio Colombi; er läßt die Farben ausfließen und kreisen, er arrangiert mit flotten Fingern einige Blumentronen, reduziert sie auf ein Schema und gewinnt so eine amüsante Affiche. (Etwas, was auf kurze Zeit an die Mauer geheftet werden soll.) Wertwürdigerweise verjagt dieser Colombi vollständig, wenn er an die Landschaft gerät; er sollte das also bleiben lassen. Gute Plafate macht auch Rudolf Dürrwang; ein knieender, gelber Schütze hat starke Fernwirkung. Das gleiche gilt von einem Turner, der mit roter Zahne auf gelbem Grund steht; Eduard Stiefel hat ihn in großen Flächen gestaltet. Von den Lithographien, die als Wandschmuck dienen möchten, will ein Steinarbeiter von Eduard Vog angehaut sein; frisch empfunden und mutig durchgeführt wurde die Szene aus Grün und Rot aufgebaut. Ein wenig konventioneller ist Beat Wieland, auch sentimental; er liebt das Lyrische, etwas wie „Leptes Leuchten“. Stark und mächtig wirkt, selbst in so kleinem Format Ferdinand Hodler; wir sehen hier zwei verschiedene Fassungen des bekannten Rückzuges von Marignano. Das bei Teubner erschienene Blatt mit der blauen Zahne und den hellgelben Bannern ist das bessere. Interessante Holzschnitte zeigt Oskar Tröndle; er hat nicht ohne Erfolg die japanischen Naturdokumente studiert. So kann er jetzt eine Fuchsenblüte auf eine äußerst schlichte und doch sinnlich wahre, auch linear klingende Formel bringen. Die Radierungen von Albert Belti sind zum größten Teil recht problematisch und ohne literarische Erläuterung kaum zu verstehen. Man sollte aber mit der Radieradel nur das Formen, was sich eben durch den Griffel und allein durch ihn vermitteln läßt. Ebensovienig wie ein guter Roman der Illustrationen bedarf, ebensovienig darf eine Radierung nach dem Worte verlangen. R. Br.

### Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Der russische Meister Snosko-Borowski hat unlängst eine beachtenswerte Monographie über eine wesentliche Variante des bei Amateuren sehr beliebten „Muziogambits“ herausgegeben. Aus dieser Broschüre entnehmen wir die nachstehende Korrespondenzpartie zur Beleuchtung der höchst interessanten Er-

Verantwortl. Redakteur: Albert Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsanstalt u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

öffnung. Vergeßlich würde man übrigens in der modernen Meisterpraxis eine entsprechende Illustration suchen. Denn die modernen Meister vermeiden meistens das kombinationsreiche Gebiet des Königsgambits und verlegen sich vielmehr auf das sogenannte „Positionsspiel“.

Da mit dem Gegensatz vom „Kombinationspiel“ zum „Positionsspiel“ in der modernen Schachpresse sehr häufig manipuliert wird, eine genaue Definition dieser Kunstausdrücke jedoch nirgends zu finden ist, wollen wir unsere Leser hierüber in möglichster Kürze aufklären.

Im allgemeinen bedenken sich die Begriffe Denken und „Kombinieren“ fast völlig. In diesem allzumeinen Sinne wäre also das „Kombinationspiel“ die Grundform oder schachliche Methodik, weil sich jeder schachliche Zuegang lediglich nur aus Schachkombinationen zusammensetzt. „Kombination“ ist eben alles! Der wesentlichste Inhalt des Begriffes „Kombination“ besteht im Schach in einer Feststellung binnen einer gewissen schachlichen Zeit (Tempo oder Zugreihenfolge), eines gewissen Verhältnisses zwischen Material (Steine) und Terrain (Brett), meistens in Form von Beherrschung des Terrains durch das Material. Ist — wie meistens — die Kombination oder die schachliche Zeit, auf die sie sich erstreckt, mehrzueig, so gestaltet sich das erwähnte Verhältnis zwischen Material und Terrain zu einer variablen Größe, weil mit jedem Zuge eines Steines die Beherrschung gewisser Felder preisgegeben und die anderer Felder erreicht wird. Hierdurch entstehen sowohl im Verlauf der betreffenden Kombination als nach deren Abschluß fortwährend Licht- und Schattenseiten (Stärken und Schwächen) in bezug auf Beherrschung des Terrains durch das Material. Vorausgesetzt, daß die betreffende Kombination zu keinem erzwungenen Matt führt, ist also immer noch das Fazit der Kombination zu ziehen, d. h. zu erwägen, ob deren erzwungenerweise erreichten Zwecke die inzwischen eventuell eingetretenen Schattenseiten mindestens aufwiegen oder nicht. Es gibt nämlich „Pyrrhus-siege“!... Um derartige „Pyrrhus-Schlachten“ zu gewinnen, ist nur gute Taktik erforderlich während der Schlacht selbst; um aber auf solche „Danaergeschenke“ kluglich zu verzichten, eventuell sie gar dem Gegner als Köder preiszugeben, dazu gehört die höhere Einsicht der Strategiel... Die „Strategie der Schachschlachten“, also die kluge und vorsichtige Abschätzung des Schluchwertes einzelner Kombinationen in bezug auf den Gesamtzweck der jeweiligen Position nennt man „Positionsspiel“. Dagegen pflegt man als „Kombinationspiel“ im engeren Sinne ein temperamentsvolles Streben nach siegreichen Einzelgefechten ohne sonderliche Rücksicht auf das Gesamtergebnis der Partie zu bezeichnen. Man sieht hieraus, daß im großen und ganzen die Begriffe „Kombinationspieler“ und „Positionsspieler“ mit den von „Taktiker“ und „Strateg“ sich annähernd decken.

In der nachstehenden Partie kommen einige Illustrationen dieses Zueenganges zum Vorschein.

### Muziogambit.

Romanov	Wirotworski
(Stein)	(Samara)
Weiß.	Schwarz.

- 1. e2—e4
- 2. f2—f4

- e7—e5
- .....

Das Königsgambit ist taktisch korrekt, weil Weiß bei bestem Spiel noch immer Ausgleich erzielen kann. Strategisch aber ist die Eröffnung nicht empfehlenswert, weil Schwarz dem Gegner mehr Sorgen verursachen kann.

- 2. ....

- e5×f4!

Es ist strategisch am sichersten, wenigstens einen Bauer zu erobern, da die Ablehnung des Gambits wenig Hoffnung auf die Behauptung des Zentrums übrig läßt, z. B. 2. ... Lc5; 3. Sc3, Sf6; 4. Sa4, S×e4; 5. De2!, Sf2; 6. f3, 0—0; 7. Tg1 zc.

- 3. Sg1—f3
- 4. Lf1—e4?

- g7—g5
- .....

Strategisch ist 4. h4! angezeigt, um die schwarze Bauernkette zu sprengen.

- 4. ....

- g5—g4?

Strategisch ganz verfehlt. Erstens ist der Zweck, in 5. Sc5, Dh4; 6. Kf1 zc. nicht entscheidend. Zweitens aber, falls Weiß den 8. empfehlen läßt, gewinnt er dafür doch mindestens die 2 Bauern g5 und f4. Der angestrebte materielle Gewinn von Schwarz ist also höchstens auf 1/2, Bauern zu taxieren. (Weil 1 S. annähernd 2/2, Bauern wert ist.) Dieser winzige Gewinn rechtfertigt das Risiko der vernachlässigten Entwicklung nicht. Drittens braucht Schwarz gar keine neuen Erungen-

schaften an Material, da er mit 4. ... Lg7! nicht event. h6 den Mehrbesitz eines Bauern behaupten kann, zumal hierdurch noch Lc1 wesentlich in seiner Entwicklungsfreiheit beschränkt bleibt. Durch den Zerzug wird der Partie ein rein taktischer Charakter aufgeprägt.

- 5. 0—0!
- .....
- Hiervon der Name der Eröffnung.
- 6. ....
- 6. Dd1×f3
- 7. e4—e5!
- 8. d2—d3
- 9. Sb1—c3
- 10. Lc1—d2
- 11. Ta1—a1
- 12. Sc3—d5
- 13. Df3—e2!!

Dieser Zug ist eine wichtige Verstärkung des Angriffs und führt wahrscheinlich auf die Dauer zum Sieg.

- 13. ....
- 13. ... S×d5; 14. L×d5, D×d5?
- 15. Lc3 zc.
- 14. Sd5×e7!
- 15. Th1—f1
- 16. Ld2—c3
- 17. Lc3×h3
- 18. c2×d3
- Etwas besser 18. ... La6; 19. Lf6, Lf8 zc.

- 19. Lh8—f6
- 20. De2—g4
- .....
- 20. ...
- 20. ...
- 21. Dg4—h4
- d3—d4 neßt Tf2—e2 entscheidet.